

Blitzing Nato

Die Nato entwickelt neue Methoden zur Abwehr eines konventionellen Angriffs des Warschauer Pakts – und richtet damit möglicherweise Waffen von morgen auf Ziele von gestern.

Zwei Jahre lang lag der Nato-Oberbefehlshaber Europa den Politikern der kleineren Allianz-Partner mit seinen öffentlichen Klagen in den Ohren. Dann endlich fand US-General Bernard W. Rogers Gehör.

In aller Stille übernahm der Verteidigungsplanungsausschuß des atlantischen



Verteidigungsminister Wörner, Nato-Befehlshaber Rogers: Drohung mit Bombe

Bündnisses in Brüssel ein Konzept, das im Tarn-Jargon der Nato-Bürokraten „Langzeitplanungsrichtlinien für die Bekämpfung von Folgekräften“ heißt.

Dahinter verbirgt sich eine weiterentwickelte Militärdoktrin, die dem Bündnis in den nächsten Jahren einen neuen Rüstungswettlauf aufdrängen könnte – und so das ohnehin prekäre Gleichgewicht des Schreckens noch labiler machen würde.

Seit jeher leidet die Nato-Planung unter dem Zwang, im Ernstfall an der Grenze zum Warschauer Pakt einen starren Abwehrkampf führen zu müssen. Weil die Bundesrepublik zu schmal ist, fehlt den Verteidigern das Hinterland, in das sie sich bei einer sowjetischen Offensive zurückfallen lassen könnten, um sodann aus der Tiefe des Raumes den Gegenschlag um so wirkungsvoller zu führen.

Die „Rückeroberung“ durch die Nato würde über das ruinierte Schlacht-

feld Deutschland führen – es gäbe kaum noch etwas, wofür zu kämpfen sich lohnte.

Ein Drittel der Bundesdeutschen leben in einem nur 70 bis 100 Kilometer schmalen Streifen entlang der Grenze zur DDR und zur Tschechoslowakei. Sie sollen, das sieht die Vorneverteidigung der Nato vor, von einem Angriff des Warschauer Paktes weitgehend verschont bleiben – eine militärisch fast unlösbare Aufgabe.

Schon nach drei bis vier Tagen, so klagte Rogers deshalb immer wieder, würde beim augenblicklichen Kräfteverhältnis die konventionelle Vorneverteidigung der Nato zusammenbrechen. Dann müsse er als Nato-Befehlshaber beim US-Präsidenten die Freigabe von Atomwaffen beantragen.

Rogers' Plan, in der Nato auch „Fofa“ (follow-on-forces-attack) genannt, Angriff auf nachfolgende Kräfte, schien einzuleuchten. Denn ohne die gültige Nato-Doktrin der „flexible response“ zu ändern, verspricht er den Europäern einen eleganten Ausweg aus dem Zwang, schon nach wenigen Tagen in die nukleare Eskalation zu flüchten.

Und doch stieß Fofa bei den Verbündeten auf beträchtliche Skepsis. Die Verteidigungsminister, ohnehin allesamt knapp bei Kasse, fürchteten, von den Nato-Militärs lange Wunschzettel mit teuren Beschaffungsprogrammen präsentiert zu bekommen. Auch bei dem Bonner Manfred Wörner stand der „tiefe Schlag“ à la Rogers zunächst ganz unten auf der Prioritätenliste.

Oberstes Gebot für die Bundeswehr, so versicherten er und sein Generalinspekteur Wolfgang Altenburg, sei im Ernstfall die Abwehr der ersten sowjetischen Angriffsstaffel. Erst danach könne an die Bekämpfung der nachrückenden Truppen gedacht werden.

Doch Rogers ließ nicht locker. In einer Serie von Vorträgen, Aufsätzen und Interviews wiederholte er zwei Jahre lang unermüdlich, die Nato müsse zugleich vorne verteidigen und „die Nachfolgekräfte des Gegners hinter dessen Rücken“ treffen können.

Noch bedeutet das Ja der Nato nicht viel mehr als die Freigabe von Planspielen. Aber Rogers wird weiterdrängen, spätestens bis Mai nächsten Jahres sollen die Nato-Stäbe erste Einkaufslisten zusammenstellen.

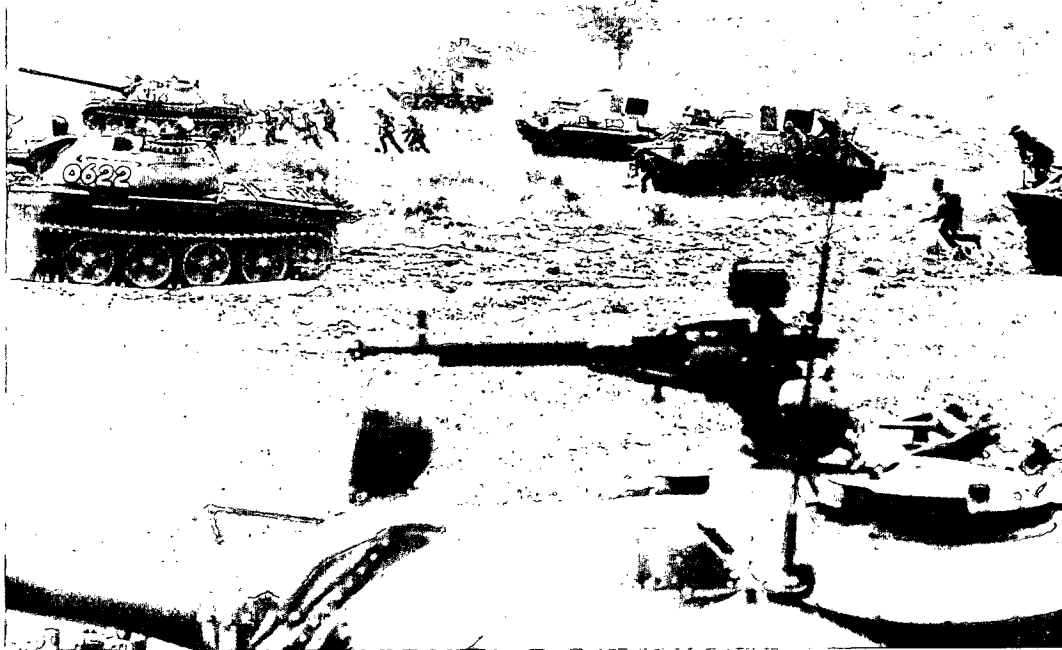
Der Amerikaner rechnet mit Mehrausgaben von 90 Milliarden Mark, auf zehn Jahre verteilt. Diese Summe, meint der General, könne mit einer jährlichen realen Steigerung der Verteidigungsetats von vier Prozent aufgebracht werden. Nur schaffen die meisten Nato-Staaten noch nicht einmal das vor sechs Jahren bis 1986 selbstgesteckte Ziel von drei Prozent. Von 1987 an, plant jetzt das Kabinett in London, soll der Zuwachs des britischen Wehretats gar auf ein Prozent begrenzt werden.

Zudem bezweifeln Experten, daß Rogers' Kalkulation realistisch ist. Erfahrungsgemäß klettern die Kosten für komplizierte, mit Elektronik vollgestopfte Waffensysteme im Lauf der Jahre um ein Vielfaches.

So wurde 1978 vor dem Nato-Doppelbeschluß der Stückpreis für Cruise Missiles – mit konventionellen Sprengköpfen bestückt, ein wichtiger Baustein im neuen Rogers-Konzept – mit 2,2 Millionen Dollar angegeben. Als die ersten Marschflugkörper im vergangenen Jahr in Europa aufgestellt wurden, kosteten sie schon 6,4 Millionen Dollar.

Die Summen, die für Fofa draufgehen können, scheinen selbst den ausgabenfreudigen Planern im Pentagon unheimlich. Beispiel:

Vor sechs Jahren begannen die USA unter dem Stichwort „Assault Breaker“,



Sowjet-Truppen im Manöver: Ziele von gestern

Angriffs-Brecher, eine Technik zu entwickeln, um weit hinter der vordersten Verteidigungslinie den Nachschub des Gegners orten und vernichten zu können. Inzwischen aber verzichteten Heer und Luftwaffe darauf, weitere Mittel für die Entwicklung der Assault-Breaker-Rakete zu beantragen: Allein der wöchentliche Munitionsbedarf für ein einziges Nato-Korps würde acht Milliarden Dollar kosten.

Den Europäern fehlt schon das Geld, um genügend Munition und Ersatzgerät für die Vorneverteidigung einlagern zu können. „Warum sollen wir die zweite Staffel der Sowjets attackieren“, fragt ein deutscher Nato-Diplomat, „wenn wir die erste nicht stoppen können?“

Auch scheint ungewiß, ob die neuen Waffen tatsächlich so wirksam sein werden, wie Rogers behauptet. Britische und US-Experten haben ausgerechnet, daß die Nato allein 800 konventionell bestückte Raketen aufstellen müßte, um die 40 wichtigsten Fliegerhorste des Warschauer Paktes auch nur drei Tage lang auszuschalten. Wenn die Westallianz zusätzlich noch bewegliche Ziele wie Panzerkolonnen weit im Hinterland bekämpfen wolle, brauchte sie nach Schätzungen des Pentagon-Beraters Donald Cotter mindestens weitere 3000 Flugkörper.

Keine Frage, daß bei solch horrenden Arsenalen an Rüstungskontrollverhandlungen mit den Sowjets nicht mehr zu denken wäre. Denn den Marschflugkörpern und ballistischen Raketen des Fofa-Programms könnte niemand ansehen, ob sie einen konventionellen oder nuklearen Sprengkopf tragen würden. Der Abschub einer großen Zahl von Raketen schon in den ersten Stunden eines be-

waffneten Konflikts, so warnt Timothy Garden, Direktor für Verteidigungsstudien bei der britischen Royal Air Force, „würde den Sowjets eine außerordentlich kurze Zeit lassen, um zu entscheiden, ob es sich um einen nuklearen Schlag der Nato handelt oder nicht“.

Was also, wenn die Sowjets mit einem atomaren Gegenschlag reagieren, weil sie nicht hilflos abwarten wollen, bis die anfliegenden Fofa-Geschosse eingeschlagen sind?

Aber selbst der massive Einsatz konventionell bestückter Raketen würde, so der US-Militäranalytiker Steven Canby, vermutlich „nicht mehr als drei Sowjet-Divisionen“ außer Gefecht setzen können. Als zweite Staffel der Warschauer-Pakt-Streitkräfte erwarten Nato-Militärs jedoch an die 70 Divisionen.

Der Grund für die schwache Leistung: Die Infrarotsensoren von zielsuchenden Raketen können relativ leicht getauscht werden. Bei Tests gelang es amerikanischen Assault-Breaker-Raketen zwar, kleinere Panzertruppen aus großer Entfernung mit Erfolg anzugreifen. Aber die standen mit laufendem Motor in der Wüste, ohne Deckung weit und breit, und boten so dem Suchkopf der Geschosse Ziele wie auf dem Präsentierteller.

Sowjetische Panzer, die im Ernstfall auf dem Weg zur Front wären, würden auf Sattelschleppern über die baumumsäumten Landstraßen Osteuropas transportiert. Da würden keine für Panzer typische besonders heiße Auspuffgase die auf Hitze reagierenden Suchköpfe der Sprengkörper anlocken.

Britische, niederländische und deutsche Nato-Offiziere sind deshalb in seltener Einmütigkeit dagegen, mit Hilfe ungewisser Technologien mobile Ziele weit

im Hinterland des Warschauer Paktes anzugreifen. General Rogers, so ihr Einwand, lasse bewußt offen, was er sich denn unter einem „tiefen“ Schlag vorstelle. Es sei aber ein entscheidender Unterschied, ob die Nato ihre Ziele in 50 oder 600 Kilometer Entfernung suche.

Der britische Strategie-Fachmann David Greenwood meint gar, daß die Zeit für den Rogers-Plan vielleicht schon vorbei sei. Im Kriegsfall würden die sowjetischen Sturmdivisionen nämlich kaum so angreifen, wie das Fofa-Konzept es von ihnen erwartet. Rogers riskiere vielmehr, mit den Waffen von morgen die Ziele von gestern zu bekämpfen.

Das Prinzip der Fofa-Planung beruht auf der Annahme, daß die Angriffsarmeen des Warschauer Paktes in aufeinanderfolgenden Angriffswellen gegen die Vorneverteidigung der Nato anstürmen. Alle 36 Stunden, so Rogers, könne der Osten frische Truppen an die Front werfen, um seinen Offensivschwung aufrechtzuerhalten.

Doch in Wirklichkeit, so behaupten Kenner wie Christopher Donnelly von der britischen Militärakademie in Sandhurst, wollten die Sowjets den Durchstoß der vordersten Nato-Linie allein mit ihrer ersten Welle erzwingen.

Für den schnellen Durchbruch halten sie unmittelbar hinter den ersten Angriffsdivisionen „operative Manövergruppen“ bereit – selbständig operierende Panzerheiten in Divisions- und Armeestärke, deren Ziel es ist, „möglichst schon nach 24 Stunden“ (Donnelly) im Rücken der Nato-Front zu operieren.

„Blitzing Nato“ nennt das amerikanische Nachrichtenmagazin „Newsweek“ diese angeblich neue Sowjet-Strategie, mit der Moskau einer drohenden Nato-Entscheidung über den Ersteinsatz von Atomwaffen zuvorkommen und einen Konflikt in Europa tunlichst konventionell binnen Tagen siegreich beenden wolle.

Die roten Blitzkrieg-Truppen könnten nicht nur einen Nuklearschlag unterlaufen, sie würden auch Rogers' neue Wunderwaffen ihrer Wirkung berauben. „Sie stünden schon längst in den Stellungsräumen der konventionellen Nato-Raketen“, so ein US-Experte, „noch bevor eine zweite sowjetische Staffel überhaupt auf dem Gefechtsfeld erschiene“.

Die würde dann ja auch nicht mehr gebraucht. ◆